

Aesthetische Bemerkungen.

Was kann die Absicht des geistlichen Heldengedichts seyn? Erbauung, Belehrung und Vergnügen. Der Unterschied zwischen Erbauung und Belehrung liegt, dünkt mich, darin, daß jene in dem Vergnügen besteht, das ich empfinde, wenn ich mein Thun mit den Vorschriften der Religion, von deren Nutzen ich überzeugt werde, übereinstimmend, oder mich durch diese Ueberzeugung in meinen Entschlüssen gestärkt sehe. Belehrt hingegen werde ich, wenn ich Dinge höre, die ich vorher entweder gar nicht, oder falsch gemußt habe. Einige nennen auch jede geistliche Belehrung Erbauung. Wird das Wort Erbauung im ersten Sinne genommen, so

kann das geistliche Helbengebicht nützen. Es kann mir die Vorschriften der Religion lebhafter vorstellen und tiefer einprägen; eine erdichtete Folge von ihrer Uebertretung kann mich erinnern, daß in meinem Hause, in meinem Zirkel von Freunden sich so etwas zutragen könne, und kann meinem Entschluß mehr Kraft geben. Eben so kann es mich belehren, und also auch ergötzen; aber keine chrisliche Götterhistorie muß hineinkommen. Unsere allerheiligste Religion ist ein Gegenstand, den man immer vorzeigen soll, wie er ist; man soll nichts mit ihm unternehmen, wovon der Ausgang zweifelhaft ist, und ein weiser Mann nicht einmal etwas, von dem er gute Folgen erwartet, denn er könnte sich irren. Dieser Theil erbaut nicht, belehrt nicht, und kann auch nicht ergötzen, wohlverstanden, in so fern nicht

ergötzen, als es Historie aus unserer Religion ist, als Erdichtung freylich allein betrachtet.

\* \* \*

So wie wir eine Messiade und ein verlorenes Paradies haben, wo alles Göttliche menschlich zugeht, so könnte ein Bauer eine Henriade schreiben, wo alles wie in seinem Dorfe, nur idealisirt, vorgienge.

\* \* \*

Einen Roman zu schreiben ist deswegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.

\* \* \*

Ein Thema zu einem poetischen Briefe ist in folgenden Worten der Ur-

genis \*) S. 293 enthalten: Reges sumus  
supplicibus; rursusque rex nobis, in  
cuius est manu quod petimus.

\* \* \*

Wieland erzählt so viel Gutes vom  
Agathon und scheint alle seine feinen  
Beobachtungen des Menschen zu erschöpfen,  
uns diesen Menschen sonderbar und groß  
vorzustellen; er spricht aber selbst so wenig,  
daß uns alles dieses nur Testimonia zu  
seyn scheinen, und als solche wirken.  
Ich kann es unmöglich glauben, daß ein  
so schwärmerischer Delphischer Jesuiten-  
Schüler Athen nur eine Stunde beherr-  
schen kann; ja es wird mir bange, wenn  
ich höre, daß er sich dazu entschließt,  
Leute, wie Agathon in Delphi, entschließen

\*) So heißt bekanntlich der berühmte poltische  
Roman von Johann Barclay, der zu  
Ende des sechzehnten und zu Anfange des  
siebzehnten Jahrhunderts lebte.

sich selten oder niemals Beherrscher zu werden, und taugen auch nicht dazu. Ich bin durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen; ich möchte fast sagen, ich mißgönne es dem Delphischen Jesuiten-Schüler, daß sich ein so großer Mann wie Wieland für ihn interessirt, und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu adeln sucht.

\* \* \*

Das Gute ist deswegen so schwer in allen Wissenschaften und Künsten zu erreichen, weil ein gewisser festgesetzter Punkt erreicht werden soll. Etwas nach einer vorgesezten Regel schlecht zu machen, wäre eben so schwer, wenn es anders alsbann noch den Nahmen des Schlechten verdiente.

\* \* \*

Man glaube nicht, daß eine Bemerkung für ein Schauspiel zu fein oder zu

tief sey. Was der Kenner in der Natur zu finden im Stande ist, entdeckt er auch hier wieder. Vielleicht wäre es nicht gut, einen gar zu subtilen Satz zum Hauptgegenstand des Stückes zu machen; aber den Hauptsatz zu stützen, ist alles Wahre gut; und ist es sehr tief, so dient es dem Stück noch zu einer Stütze und, wenn ich so reden darf, zu einem Nothpfennig, wenn die witzigen Einfälle und die Situationen längst nicht mehr haften wollen.

\* \* \*

Es ist ein Fehler, den der bloß witzige Schriftsteller mit dem ganz schlechten gemein hat, daß er gemeiniglich seinen Gegenstand eigentlich nicht erleuchtet, sondern ihn nur dazu braucht, sich selbst zu zeigen. Man lernt den Schriftsteller kennen und sonst nichts. So schwer es auch zuweilen eingehen sollte, eine witzige Periode weg-

zulassen, so muß es doch geschehen, wenn sie nicht nothwendig aus der Sache fließt. Diese Kreuzigung gewöhnt allmählig den Witz an die Zügel, die ihm die Vernunft anlegen muß, wenn sie beide mit Ehren auskommen sollen.

\* \* \*

Schlechte Schriftsteller sind hauptsächlich diejenigen, die ihre einfältigen Gedanken mit Worten der guten zu sagen trachten; könnten sie, was sie denken, mit angemessenen Worten sagen, so würden sie allezeit zum Besten des Ganzen etwas beytragen und für den Beobachter merkwürdig seyn.

\* \* \*

Die Entschuldigungen die man bey sich selbst macht, wenn man etwas unternehmen will, sind ein vortrefflicher Stoff

zu Monologen; denn sie werden selten anders gemacht, als wenn man allein ist, und sehr oft laut.

\* \* \*

Der Reim ist etwas, das mehr den nördlichen Ländern eigen ist, so wie das Sylbenmaß mehr in den südlichen verbreitet wurde. Bey diesen ist alles Musik, da bey jenen nur zuweilen, aber desto stärker die Kunst und die Harmonie sichtbar wird. Ich zweifle nicht, daß die Griechen und Römer nicht bisweilen auf Reime verfallen seyn sollten, es war aber dieses Künstliche ihnen allzufühlbar und daher verhaßt, so wie uns die Reime schmetterte und kletterte; dahingegen ihr zarteres Ohr schon eher Füße zählen konnte, als das unfrige, das sich daher ein fühlbares Sylbenmaß, den Reim, erfand. Die alten deutschen Verse



haben oft nur Reime und fast gar kein Metrum.

\* \* \*

Es ist eine richtige Beobachtung, wenn man sagt, daß Leute, die zu viel nachahmen, ihre eigene Erfindungskraft schwächen. Dieses ist die Ursache des Verfalls der italienischen Baukunst. Wer nachahmt und die Gründe der Nachahmung nicht einseht, fehlt gemeiniglich, sobald ihn die Hand verläßt, die ihn führte.

\* \* \*

In Werken des Geschmacks ist es sehr schwer, weiter zu kommen, wenn man schon einigermaßen weit ist, weil hierin ein gewisser Grad von Vollkommenheit leicht unser Vergnügen werden kann, so daß wir nur diesen Grad, der unsern ganzen Geschmack ausfüllt, zum Endzweck unserer Bemühungen machen. In andern

Stücken, die nicht bloß auf das Vergnügen gehen, verhält es sich ganz anders. Daher haben wir es in den letztern den Alten weit zuvorgethan; in den erstern aber sind wir noch tief unter ihnen, ohneachtet wir sogar Muster von ihnen vor uns haben. Dieses kommt daher, weil das Gefühl des neuern Künstlers nicht scharf genug ist; es geht nur bis auf die körperlichen Schönheiten seines Musters, nicht auf die moralischen, wenn ich so sagen darf. Man kann das Gesicht eines redlichen Menschen sehen, man kann es aber auch gewissermaßen fühlen. Das letztere ist das erstere, verbunden mit einer Rücksicht auf das Moralisch-Gute, womit wir in ihm oft die Miene begleitet sehen. Was ich hier sagen will, wird wohl jeder verstehen, für den ich eigentlich schreibe. So lange der Künstler nur bloß nach den

Augen zeichnet, wird er nie einen Laocoon herausbringen, der etwas mehr als Zeichnung hat, der mit Gefühl verfertigt ist. Dieses Gefühl ist dem Künstler unumgänglich nöthig; aber wo soll er es lernen und wie? Unsere Aesthetiken sind bey weitem noch nicht praktisch genug.

\* \* \*

Rouffeau nennt mit Recht den Accent die Seele der Rede (Emile T. I. p. 96). Leute werden von uns oft für dumm angesehen, und wenn wir es untersuchen, so ist es bloß der einfache Ton in ihren Reden, der ihnen dieses Ansehen von Dummheit gibt. Weil nun der Accent bey den Schriften wegfällt, so muß der Leser darauf geführt werden, dadurch, daß man deutlicher durch die Wendung anzeigt, wo der Ton hingehört, und dieses ist es, was die Rede im gemeinen Leben

vom Brief unterscheidet, und was auch eine bloß gedruckte Rede von derjenigen unterscheiden sollte, die man wirklich hält.

\* \* \*

Die Versart den Gedanken anzumessen, ist eine sehr schwere Kunst, und eine Vernachlässigung derselben ist ein wichtiger Theil des Lächerlichen. Sie verhalten sich beide zusammen wie im gemeinen Leben Lebensart und Amt.

\* \* \*

In den Werken unserer Kunst werden beständig Dinge verschwendet; alles muß bey uns stärker gemacht werden, als es der Gebrauch erfordert, weil wir nicht alle Umstände übersehen können. Bey unsern Kleidern, Schränken, Stühlen, Häusern müssen wir allezeit in die wahre Gleichung der Dinge noch eine unbestimmte Größe hinzusetzen, die wir nach Gefallen

verändern können. Wenn  $ab$  hinreichend wäre, etwas zu erreichen, ohne daß man das geringste davon nehmen könnte, so müssen wir dafür  $ab + x$  nehmen, da die Natur allemal  $ab + d$  setzt, und auf einmal alles bestimmt. Durch die Veränderung dieses  $d$  macht die Natur Variationen, und befördert die gänzliche Veränderung, wenn es negativ wird.

\* \* \*

Den Männern haben wir so viel seltsame Erfindungen in der Dichtkunst zu danken, die alle ihren Grund in dem Erzeugungstrieb haben, z. B. die Ideale von Mädchen. Es ist Schade, daß die feurigen Mädchen nicht von den schönen Jünglingen schreiben dürfen, wie sie wohl könnten, wenn es erlaubt wäre. So ist die männliche Schönheit noch nicht von denjenigen Händen gezeichnet, die sie allein

recht mit Feuer zeichnen könnten. Es ist wahrscheinlich, daß das Geistige, was ein paar bezauberte Augen in einem Körper erblicken, der sie bezaubert hat, sich ganz auf eine andere Art den Mädchen im männlichen Körper zeigt, als es sich dem Jünglinge im weiblichen entdeckt.

\* \* \*

Gerade das Gegentheil thun, ist auch eine Nachahmung, und die Definition der Nachahmung müßte von Rechtswegen beides unter sich begreifen. Dieses sollten unsere großen nachahmenden Originalköpfe in Deutschland beherzigen.

\* \* \*

“Unsere Prose, sagt man, gienge so stolz, und unsere Poesie so demüthig einher” — ist denn das etwas so gar abscheuliches? Die Prose ist lange genug zu Fuße gegangen (pedestris oratio) und mich dünkt es

wäre nun einmal Zeit für die Poesie, ab-  
zusteigen, um die Prose reiten zu lassen.

Was für ein Werk ließe sich nicht über  
Shakespear, Hogarth und Garrick schrei-  
ben! Es ist etwas ähnliches in ihrem  
Genie: anschauende Kenntniß des Men-  
schen in allen Ständen, Andern durch  
Worte, den Grabstichel und Gebährden  
verständlich gemacht.

Beym Robinson Crusoe ist die Deu-  
tung der biblischen Stellen bey jeder Ge-  
legenheit auf sich sehr schön und natürlich.  
Es ist dieses allezeit das Zeichen eines  
guten und bedrängten Herzens, und für  
den Kenner sehr rührend.

Der Theater-Mensch, der Romanen-  
Mensch, das sind lauter conventionelle

Geschöpfe, die ihren Werth haben, hienummi; und sich ohne Rücksicht auf den natürlichen Menschen idealisiren lassen. Allein der Zuschauer ist selten so verdorben, daß er nicht den natürlichen Menschen mit Vergnügen erkennen sollte, sobald er auf die Bühne tritt.

Die erste Regel bey Romanen sowohl als Schauspielen ist, daß man die verschiedenen Charaktere gleichsam wie die Steine im Schachspiel betrachtet, und sein Spiel nicht durch Veränderung der Gesetze zu gewinnen sucht, nach welchen sich diese Steine richten müssen; also nicht den Springer wie einen Bauern zieht und dergleichen; 2) muß man diese Charaktere genau bestimmen, und sie nicht außer Activität setzen, um seinen Endzweck zu erreichen, sondern nur durch die Wirk-



samkeit derselben gewinnen wollen. Das nicht thun, heißt Wunder thun wollen, die immer unnatürlich sind.

\* \* \*

Wenn man die Geschlechter nicht an den Kleidungen erkennen könnte, ja überhaupt die Verschiedenheit des Geschlechts errathen müßte, so würde eine neue Welt von Liebe entstehen. Dieses verdiente in einem Roman mit Weisheit und Kenntniß der Welt behandelt zu werden.

\* \* \*

Es gibt, wie ich oft bemerkt habe, ein untrügliches Zeichen, ob der Mann, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabey gefühlt hat, oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens bloß durch Verstand und schlaue Wahl rührender Züge uns Thränen ab-

geloct hat. Im ersten Fall wird er nie, nachdem die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plößlich aufgeben. So wie bey ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bey uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letztern Fall nimmt er sich selten die Mühe sich seines Sieges zu bedienen, sondern wirft den Leser oft, mehr zur Bewunderung seiner Kunst, als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet, als Witz, den Leser aber fast um alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Mich dünkt, von der letztern Art ist Sterne. Die Ausdrücke, womit er Beyfall vor einem andern Richterstuhl erhalten will, vertragen sich sehr oft nicht mit dem Sieg, die er so eben vor dem einen erhalten hatte.

\* \* \*

Sterne und Fielding.

Sterne steht nicht auf einer sehr hohen Staffel, nicht auf dem edelsten Wege. Fielding steht nicht ganz so hoch, auf einem weit edlern Wege. Es ist der Weg, den derjenige betreten wird, der einmal der größte Schriftsteller der Welt wird, und sein Fündling ist gewiß eines der besten Werke, die je geschrieben worden sind. Hätte er uns ein klein wenig mehr für seine Sophie einzunehmen gewußt, und wäre er da, wo wir nur ihn hören, oft kürzer gewesen, so wäre vielleicht gar kein Werk darüber.

\* \* \*

Eine glückliche Situation in einem Stück ausgefunden, macht die übrige Arbeit leicht; die, die eine Sache bloß mit Einfällen verschönern wollen, haben eine Höhlenarbeit.

\* \* \*

Die Dichter sind vielleicht eben nie die weisesten unter den Menschen gewesen; allein es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie uns das Beste ihres Umgangs und ihrer Gesellschaft liefern. Da Horaz uns so viel Vortreffliches hinterlassen hat, so denke ich immer, wie viel Vortreffliches mag nicht in den Gesellschaften gesprochen worden seyn; denn schwerlich haben die Wahrheiten den Dichtern mehr als das Kleid zu danken. Das schöne *Rectius vives, Licini*, &c. ist das *Medio tutissimus ibis* der Gesellschaft.

\* \* \*

Man muß sich ja vorsehen, wenn man von einem gesetzten, rechtschaffenen Manne etwas Empfindsames erzählt, daß es nicht mit vielen Worten geschieht; man muß es so in der Erzählung unterdrücken, wie es der Mann in Gegenwart anderer thun

würde. Es ist nun einmal in der Welt so, daß die äußere Bezeugung eines innern Gefühls durch Gebärden und Mienen, die uns nichts kosten und daher auch oft nachgemacht werden, selten für anständig und immer für unmännlich gehalten werden. Nun verfallen aber unsere dramatischen Dichter und Romanensreiber gerade in das Gegentheil. Nichts als Empfindungs-Bezeugungen erzählen sie uns. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden, wie die von Schulknaben.

\* \* \*

Ich glaube, der schlechteste Gedanke kann so gesagt werden, daß er die Wirkung des besten thut, sollte auch das letzte Mittel dieses seyn, ihn einem schlechten Kerl in einem Roman oder einer Comödie in den Mund zu legen.

\* \* \*

Man muß keinem Werk, hauptsächlich keiner Schrift die Mühe ansehen, die sie gekostet hat. Ein Schriftsteller, der noch von der Nachwelt gelesen seyn will, muß es sich nicht verdrießen lassen, Winke zu ganzen Büchern, Gedanken zu Dissertationen in irgend einen Winkel eines Kapitels hinzuwerfen, daß man glauben muß, er habe sie zu tausenden wegzuzwerfen.

\* \* \*

Es gibt eine Art von Ironie, die wohl einmal eines Versuchs werth wäre. Man müßte nämlich die Zweifel, die man gegen eine Sache hat, mit einem gewissen starken Anschein von Güte des Herzens und von der Richtigkeit der Meinung, die man bestreitet, vortragen. Ich will mich durch ein Beyspiel deutlicher erklären. Es könnte einer über die Gemüthung an

Hrn. L. . . . oder sonst jemand so schreiben:  
Ich habe unmaßgeblich gedacht, da der  
liebe Gott nichts an den Pflanzen und  
Thieren zu ändern gefunden, sondern sie  
so gelassen hat, wie sie anfänglich waren,  
so wäre es, meiner einfältigen Einsicht  
nach, doch ganz sonderbar, daß er an  
dem Menschen, den er doch nach seinem  
Bilde gemacht hat, schon nach Verlauf  
von ein paar tausend Jahren eine Repa-  
ration nöthig gefunden haben sollte, und  
noch dazu von der Art, daß er etwas  
thun mußte, was die Nachwelt kaum  
glauben kann, nämlich seinen Sohn vom  
Himmel herabschicken. Wollen Ew. Wohl-  
geboren gütigst bemerken, daß die große  
Abweichung des Menschen von seinem  
erstern vollkommenern Zustande eine Folge  
der in ihn gelegten Freyheit war, daß  
ihn aber sein Hang zur Veränderlichkeit

endlich von selbst wieder zurückgebracht haben würde? u. s. w.

\* \* \*

Was hilft das Lesen der Alten, sobald ein Mensch einmal den Stand der Unschuld verloren hat, und wo er hinsieht, überall sein System wieder findet? Daher urtheilt der mittelmäßige Kopf, es sey leicht, wie Horaz zu schreiben, weil er es für leicht hält, besser zu schreiben, und weil dieses besser zum Unglück schlechter ist. Je älter man wird, (vorausgesetzt, daß man mit dem Alter weiser werde), desto mehr verliert man die Hoffnung, besser zu schreiben, als die Alten. Am Ende sieht man, daß das Eichmaß alles Schönen und Richtigen die Natur ist, daß wir dieses Maß alle in uns tragen, aber nur so überrosetet von Vorurtheilen, von Wörtern, wozu die Begriffe fehlen,



und von falschen Begriffen, daß sich nichts mehr damit messen läßt.

\* \* \*

Vielleicht wird bald eine Zeit kommen, wo wir sehen werden, daß wir in manchen Stücken über den Alten sind, in denen wir uns jetzt unter denselben glauben. In der Bildhauerkunst und Mahlerey ist dieses nur allzu klar. Winkelmann war ein Enthusiast, ein Mann, der für die Alten eingenommen war, und sich selig pries, als er den classischen Boden betrat; der seinen Geschmack nach den Mustern bildete, die er richten sollte. Bacon's Venus in der Exhibition in Pall-Mall könnte allemal, glaube ich, neben der mediceischen stehen. Es gehört schon viel dazu, nach so vielem Lärm, sich in dieser Kunst hervorzu thun, ohne den Entschluß nach Rom zu gehen, sich dem Vaticanischen Apoll zu Füßen zu

werfen. Alle reisen hin in der Absicht ihn anzubeten, aber keiner, seine Gottheit zu untersuchen.

\* \* \*

Es gibt einem Ausdruck eine große Stärke, wenn ein Wort eine Beziehung auf mehrere folgende hat, die an sich nicht schlechweg unter eine Klasse gehören. So sagt z. B. der Verfasser eines Briefes gegen die (amerikanischen) Colonieen; *Their distance from Britain, and, as they conceived, from chastisement, not a little forwarded this disposition &c.* Dieses dient nur meinen Gedanken zu erläutern. Solche Verbindungen von Worten kommen im Gespräch selten vor, weil man da nicht Zeit hat sie anzupassen, und sind deswegen für geschriebene Prose vornehmlich schicklich, als ein Unterscheidungszeichen. Denn, ganz abgezogen von Sachen

und Inhalt, hat die Prose ihre eigenen mannigfaltigen Verbindungen, die oft nicht leicht sind und Schwierigkeiten haben, wie der Reim und das Silbenmaß in der Poesie. Man findet sie häufig in guten Schriftstellern. Junius hat sie sehr oft. In dem Gespräch kommen sie zuweilen vor, so wie die halben Alexandriner oder die Reime in ungebundener Rede. Aber von der mündlichen Rede ist die geschriebene Prose, die eigentlich so genannte Prose, ganz verschieden, und in so fern hatte der bourgeois gentilhomme im Moliere recht, wenn er sich wunderte, daß er beständig Prose gesprochen. — Man wird von allen Menschen von Geist eine Neigung finden, sich kurz auszudrücken, geschwind zu sagen, was gesagt werden soll. Die Sprachen geben daher keine schwachen Kennzeichen von dem Geist einer

Nation ab. Wie schwer ist es nicht einem Deutschen, den Tacitus zu übersezen! Die Engländer sind schon conciser, als wir; ich meine ihre guten Schriftsteller. Sie haben einen großen Vorzug darin vor uns, daß sie besondere Wörter für die Species haben, wo wir oft das genus mit einer Limitation gebrauchen, welches Weitläufigkeit macht. Es könnte nicht schaden, wenn man in jeder Periode die Worte zählte, und sie jedesmal mit den wenigsten auszudrücken suchte.

\* \* \*

Um witzig zu schreiben, muß man sich mit den eigentlichen Kunstausdrücken aller Stände gut bekannt machen. Ein Hauptwerk in jedem, nur flüchtig gelesen, ist hinlänglich; denn was ernsthaft leicht ist, kann witzig tief seyn.

\* \* \*

Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und denjenigen alten, die ich kenne, und einigen Engländern, der einem gleich in die Augen fällt, ist der, daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt haben, die nachher die Philosophen brauchen können; dagegen selbst diejenigen unter uns, die großes Aufsehen unter der Jugend und einigen bejahrten Vornehmen gemacht haben, nichts zu Stande bringen, das weiter zu gebrauchen wäre. Die Sprache der alten Dichter ist die Sprache der Natur, schon in eine menschliche übersetzt; unsere neuern sprechen die Sprache der Dichter unabhängig von Empfindung, das heißt, eine verrückte; was sie sagen, hat scheinbaren Zusammenhang, und ist oft zufälliger Weise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung, sondern durch Lesen, und man kann ja nicht

verstehen, wovon man keinen Begriff hat. Sie glauben, die gerühmten Alten wären das, wofür sie sie ansehen, und ahmen sie als solche nach. Horaz hat gewiß nicht für Leute geschrieben, die von einer Stadtschule auf Universitäten gehen; nicht einmal für die Lehrer solcher Leute; er konnte nicht für sie schreiben, nachdem er an dem ersten Hofe der Welt gelebt hatte. Jedermann schreibt am leichtesten für die Klasse von Menschen, unter die er gehört, wobey ich nicht die meine, unter die er in der Welt laut gerechnet wird. Wenn wir das hätten, was Horaz als Primaner geschrieben hat, das möchte vielleicht einem Primaner ganz verständlich seyn, wenigstens einem römischen. Ich sage nicht, daß ein Dichter lauter Schönheiten haben soll, die nur dem Weltkenner verständlich sind. Nein, sie sollen auch hierin der

Natur folgen, die für das bewaffnete und unbewaffnete Auge, ja selbst für den Blinden ihre Schönheiten hat.

Viele, die dieses lesen, werden sich oft heimlich gesagt haben, daß ihnen die Alten nicht so schmecken, als manche Neuere. Ich muß bekennen, es ist mir selbst so gegangen; ich habe manche bewundert, ehe sie mir gefallen haben; hingegen haben mir auch manche gefallen, ehe ich sie verstanden habe. Und ich bin überzeugt, es geht manchen Personen so, die Commentarien über diese Werke schreiben. Ich habe den Horaz lange vorher bewundert, ehe er mir gefallen hat; ich mußte es thun, so wie man in Wien niederfallen muß, wenn das kommt, was man dort das Venerabile nennt. Und Milton und Virgil haben mir eher gefallen, ehe ich sie verstanden habe. Nachs

dem ich bekannter mit der Welt geworden bin, nachdem ich angefangen habe selbst Bemerkungen über den Menschen zu machen — nicht niederzuschreiben, sondern nur aufmerksam zu seyn — und mich dann, wenn ich diese Schriftsteller las, meiner Bemerkungen wieder zu erinnern, da fand ich, daß das, was ich in jenen Dichtern als unbrauchbares Gestein weggeworfen hatte, gerade das Erz war. Ich versuchte es nun mit andern Stellen, mit denen meine Bemerkungen noch nicht zusammengetroffen waren; sie machten mich im gemeinen Leben aufmerksam, und seit der Zeit (ich bekenne gern, daß es noch nicht lange ist) wächst meine Bewunderung jener Männer täglich, und ich schätze mich glücklich, daß ich von Grund meines Herzens überzeugt bin, daß sie die Unsterblichkeit verdienen, die sie erhalten haben.



Wer sich in dieser Art die Alten zu lesen etwas geübt hat, der gehe nun einmal zu den Neuern über. Er wird nicht allein keine Beschäftigung finden, sondern wird oft einen geheimen Unwillen verspüren, wenn er sieht, was für einen Ruhm diese Leute erhalten haben, und daß es einem für Unverstand ausgelegt werden würde, wenn man es öffentlich bekennen wollte. Allein ich denke, laßt sie gehen; sie gehen gewiß nicht durch das feine Sieb, womit die Zeit unsere Werke der Ewigkeit zusichten wird. Kein Buch kann auf die Nachwelt gehen, das nicht die Untersuchung des vernünftigen und erfahrenen Weltkenners aushält. Selbst die Farce, die Schnurre muß Ergözung für diesen Mann enthalten, und sie kann es, wenn sie zur Ewigkeit gehen soll. Geschieht es zuweilen, daß solche Dinger

ohne innern Werth doch fortbauern, so ist es mehr den messingenen Krampen zuzuschreiben. Der Beyfall der Primaner und der Zeitungsschreiber ist, so wie ihr Tadel, in Absicht des Ruhms eines Werks, was ein Tropfen im Weltmeer ist. Ihren gerechten Tadel wird der Fels der Vergessenheit, der schon hängt, um sich über alles elende zu wälzen, mit dem Werke zugleich bedecken; und mit ihrem ungerechten können sie so wenig einem Werk den Weg zur Unsterblichkeit versperren, als die eintretende Fluth mit einem Kartenblatt zurückfächeln. Dem Verfasser können sie allerdings schaden; den Leib können sie tödten, aber die Seele nicht. In den tausend und einer Nacht ist mehr gesunde Vernunft, als viele von den Leuten glauben, die arabisch lernen, sonst hätten wir

vermuthlich schon Uebersetzungen von den  
übrigen Bänden \*);

\* \* \*

Ich glaube, daß sich Leber-Reime  
schreiben lassen, die, ohne den Regeln  
dieser erhabenen Dichtungsart im gering-  
sten zu nahe zu treten, dem Weisen selbst  
so viel Vergnügen machen könnten, als  
eine Stelle aus dem Homer. Das Prä-  
dicat; Poffen kommt keinem Werk des  
menschlichen Witzes vorzugeweise zu, allein

\*) Bekanntlich ist seitdem wirklich eine Fort-  
setzung dieser unterhaltenden Erzählungen so-  
wohl französisch als deutsch erschienen. Das  
arabische Original brachte ein eingeborner  
Araber, Don Chaviz (Chavis) in die ehe-  
male königliche Bibliothek nach Paris und  
übersetzte es wörtlich ins Französische. Diese  
Uebersetzung bildete Cazorke nun, und gab  
sie zu Genf in vier Bänden (unter dem  
Titel: Suite des mille et une Nuits etc.  
1788. 1789) heraus; und nach dieser wurde  
die deutsche Uebersetzung in der Wiener  
Bibliothek gemacht, von der sie den fünf-  
ten bis achten Band einnimmt.

ein armer Tropf schreibt Poffen in allen  
Klassen der Wissenschaften.

\* \* \*

Ein guter Ausdruck ist so viel werth,  
als ein guter Gedanke, weil es fast unmdg-  
lich ist, sich gut auszudrücken, ohne das Aus-  
gedrückte von einer guten Seite zu zeigen.

\* \* \*

Unsere neuen Critiker preisen uns im  
Stil die edle und ungekünstelte Einfach-  
an, ohne uns durch ihr Beyspiel auf diese  
edle Einfach zu führen. Alles, was sie  
zu sagen wissen, ist, daß sie uns auf die  
Alten verweisen — in der That eine Art  
zu verfahren, die nichts anders als ge-  
fährlich seyn kann. Nicht jeder, der edel-  
einfältig schreiben soll, kann die Alten  
lesen — das wäre fürwahr zu viel ver-  
langt; von dem aber, der eine solche For-  
derung thut, kann man mit Recht mehr

verlangen. Er muß sich erklären. Der meiste Theil der Menschen, deren Stil als nicht simpel genug getadelt worden ist, hat, wenn er schrieb, immer eine gewisse Spannung bey sich verspürt, eine gewisse Aufmerksamkeit, nichts zudringen zu lassen, was schlecht wäre; nun wollen sie ganz edel und schlechtweg schreiben, lassen von dieser Spannung nach, und nun dringt alles gemeine zu. Simpel und edel-simpel zu schreiben erfordert vielleicht die größte Spannung der Kräfte, weil, bey einem allgemeinen Bestreben unserer Seelenkräfte gefallen zu wollen, sich nichts so leicht einschleicht, als das Gesuchte. Es wird außerdem eine ganz eigene Art dazu erfordert, die Dinge in der Welt zu betrachten, die eher das Werk eines nicht sehr belesenen schönen Geistes, als eines Studiums des Alterthums ist.

Wenigstens glaube ich, soll man die Simplicität nie aus anderen Schriften zuerst kennen lernen wollen. Wer so viel Latein versteht, daß er den Horaz ohne Anstand lesen kann, und nicht bloß an einigen Sentenzen desselben Vergnügen findet, sondern spürt, daß, trotz einer oft überraschenden Schönheit, dennoch sein Gefühl immer mit dem Horazischen gleich geht, der kann hernach den Horaz zu seinem Unterricht lesen, und wird das, was in ihm schönes liegt, alsdann noch mehr entwickeln. Wer aber gehört hat, Horaz sey schön, liest ihn, ohne ihn wirklich seiner Empfindung harmonisch zu finden, merkt sich einige Züge und ahmt ihn nach; der muß entweder ein sehr feiner Betrüger seyn, oder es wird allemal unglücklich ausfallen. Ein solcher Schriftsteller wird allemal glauben, er habe ihn übertroffen,

so oft er eine Zeile niederschreibt, und dieß zwar deswegen, weil er die Schönheiten des Horaz als absolut für sich bestehend ansieht, und nicht bedenkt, daß sie in einer gewissen Verhältniß mit der menschlichen Natur stehen, die er nicht kennt, also nicht weiß, wo der Punkt ist, unter welchem keine Schönheit, und über welchem keine Simplicität mehr Statt findet,

\* \* \*

Nicht jedermann ist es gegeben, so zu schreiben, wie es dem Menschen in Abstracto zu allen Zeiten und in allen Weltaltern gefallen muß. In einer Verfassung der Welt, wie die jetzige, gehört viel Kraft dazu, um immer im Wesentlichen zu wachsen, und sehr viel Ballast, um nicht, wenn alles schwankt, auch mit zu schwanken. Auf diese Art natürlich zu schreiben, erfordert unstreitig die meiste

Kunst, jezo da wir meistens künstliche Menschen sind. Wir müssen, so zu reden, das Costume des natürlichen Menschen erst studiren, wenn wir natürlich schreiben wollen. Philosophie, Beobachtung, seiner selbst, und zwar genauere Naturlehre des Herzens und der Seele überhaupt, allein, und in allen ihren Verbindungen, diese muß derjenige studiren, der für alle Zeiten schreiben will. Das ist der feste Punkt, wo sich gewiß die Menschen einmal wieder begegnen, es geschehe auch wenn es wolle. Ist ein solcher Geschmack der herrschende, so ist der Werth des menschlichen Geschlechts, mit den Mathematikern zu reden, ein Größtes, und kein Gott kann es höher bringen. Wer nur für eiliche Jahre, nur für eine Messe, oder nur für eine Woche schreibt, kommt mit wenigerm aus. Er darf nur neuere Schriftsteller lesen, die Ge-



gesellschaften seiner Zeit besuchen, so gibt sich, wofern er nur ein Mensch ist, wie man ihn in die Haushaltung braucht, das übrige von selbst. Der Gedanke, daß es so außerordentlich leicht ist schlecht zu schreiben, hat mich daher oft beschäftigt. Ich meine nicht, daß es leicht sey, etwas schlechtes zu schreiben, das man selbst für schlecht hielt, nein! sondern daß es so leicht ist, etwas schlechtes zu schreiben, das man für sehr schön hält. Hierin liegt das Demüthigende. Ich zeichne eine gerade Linie, und die ganze Welt sagt, "das ist eine Krümme" — ich zeichne noch eine, diese wird gewiß gerade seyn, denke ich; und man sagt gar: o! diese ist noch krümmer. Was ist da zu thun? Das Beste ist, keine gerade Linie mehr gezeichnet, und dafür anderer Leute gerade Linien betrachtet, oder selbst nachgedacht.

---